



EIN Gaito
Gasdanow
ZWEITES
LEBEN

Erzählungen

Ausgewählt, übersetzt und mit einem
Nachwort von Rosemarie Tietze

Friedenauer Presse

Die Wandlung

Ô Mort, vieux capitaine, il est temps ! levons l'ancre !
Ce pays nous ennuie, ô Mort !
Appareillons !

*Charles Baudelaire, Le Voyage **

Ich streunte wie immer durchs unermessliche Chaos entlegenster Vorstellungen. Und wie ein Vagabund, der, verlässt er seine Stadt, zunächst bekannte Vorstädte und heimische Orte sieht und erst danach in unbekannte Landstriche vorstößt, wobei in seine Brust die Kälte des Unerforschten einzieht, er leicht hinkend geht und sich ständig umdreht – wie ein Vagabund trat auch ich meine Reisen jedes Mal bei vertrauten Träumen und vertrauten Gedanken an. Im Traum hörte ich ein durchdringendes Klingen, wie

* O Tod, alter Kapitän, es ist Zeit! Lichten wir den Anker!
Uns langweilt dieses Land, o Tod! Machen wir das Schiff klar!
Charles Baudelaire, Die Reise

wenn jemand mit einem Eisenstöckchen gegen eine dünne Messingscheibe schlug; dann wurde das Klingen von einem leichten Scharren abgelöst; ich sah einen nackten Mann, der sich auf einem flachen Bronzekreis drehte; lange wirbelte er vor mir, verschwand dann, aus dem Nachbarzimmer tönte darauf eine Uhr, deren Schlagwerk eine uralte Melodie spielte; das Lied der Uhr klang wie eine Glocke in dichten Wolken; das ließ plötzlich eine lange Reihe zarter Bilder aufleben, die zerstoben, sobald ich den Kopf vom Kissen hob oder die Hand zum Nachttisch ausstreckte. Im Lauf langer Jahre spielte die Uhr ein und dasselbe glasklare und gedankenverlorene Motiv aus dem Zeitalter der Empfindsamkeit; die Uhr suchte mich zu überzeugen, dass zu ihrer Melodie schon viele Leben vergangen seien und dass sie klinge wie immer – und nie ändere sich etwas; sie begleitete meine Tage mit unbeweglichen Glasaugen. Ich entsinne mich, in einer Großstadt Südrusslands, in einem schäbigen Mietshaus, wohnten zwei Damen in gleich möblierten Zimmern, die eine über der anderen. Die Dame, die oben wohnte, lag im Sterben, »Lymphgefäße«, sagte man mir, heiße die schreckliche Krankheit, und ich stellte mir vor, im Leib der bleichen und dicken Frau stünden Dutzende von Becherchen mit einer weißen Flüssigkeit, und diese Flüssigkeit werde nun dunkler, blutfarben, deshalb liege die Dame im Sterben. Die andere Dame, einen Stock tiefer, spielte tagelang Klavier; und am Todesabend der »Lymphgefäßkranken« war von unten

die ganze Zeit die Elegie von Massenet zu hören; oben jedoch lag auf dem Tisch der aufgedunsene Leichnam, und mit weißer Leinwand waren die Spiegel verhängen. Mir fiel diese Geschichte einmal im Restaurant ein, als das Grammophon solch eine bekannte Melodie spielte; ich versank in Nachdenken; die Schallplatte drehte sich längst nicht mehr, doch ich aß immer noch nicht; weißer Dampf stieg über der Suppe auf, und Leinwandwellen flossen die Spiegel herab.

Jeden Abend, wenn ich einschlief, war ich erschöpft von dem Ozean an Klängen, die durch mein Gehirn gezogen waren. In mir steckte eine gigantische Lärmwelt; sie begann mit Hummelgesumme, dazwischen flüsterte jemandes Stimme: »Runter, runter ... Komm runter, verlass die Abstraktionen, dann wirst du alles begreifen. Runter, runter ...« Die Stimme brach ab, die Hummel verstummte; nun zirpten Grillen; dann dröhnten Militärkapellen nicht mehr existierender Truppen; die toten Musiker marschierten durch mein Zimmer, bliesen wie gewohnt die Backen auf, und hinter ihnen kamen die nächsten; Hunderte von Melodien klangen bald näher, bald ferner, ich suchte vergebens, den zu erblicken, der mir die Hummeln, Grillen und toten Musiker schickte, der mir »runter« zuflüsterte; aber es war alles leer, nur der nackte Mann drehte sich weiter auf dem Bronzekreis, wortlos und wie toll. Und plötzlich trat Stille ein.

Ein solcher Spannungszustand wurde allmählich unerträglich; und so schrieb ich an graugelben

Tagen, eine Zigarette im Mund und das Gesicht vom Rauch verzogen, die Memoiren von Mister Thomson, einem britischen Bürger, der in der Ruhe und Sorglosigkeit einer – brav den Sonntag einhaltenden – englischen Kleinstadt sein ganzes Leben zugebracht hat. Ich schrieb seine Memoiren und beneidete ihn, wie unerschütterlich er sich seines Rechts sicher war, das traditionelle Ale zu trinken, seine gute alte Pfeife zu rauchen und niemals ein anderes Leben anzustreben. Vor allem beneidete ich ihn, wenn er abends nach Hause zurückkehrte und seine Gattin, die verehrte Madame Thomson, so genannt, weil einer ihrer Verwandten in seiner Jugend einmal in Frankreich gewesen war – wenn Madame Thomson zu ihm sagte:

»John, das Essen steht auf dem Tisch!«

Und in ihrer Stimme schwang alles mit: Alter und Wohlhabenheit, Ehrbarkeit und die Gemütlichkeit des Häuschens, in dem sie sich vor zwanzig Jahren, nach der Heirat mit Mister Thomson, eingerichtet hatte – kurzum alles, was Madame Thomson ausmachte.

»John, das Essen steht auf dem Tisch!«

Worauf Mister Thomson sich gemächlich aus seinem Sessel erhob und zu Tisch ging, und danach setzte er sich wieder an den vorigen Platz; die Pfeife fiel ihm aus dem Mund, die Zeitung glitt raschelnd zu Boden. »Sind Sie wieder eingeschlafen, John?« – »Nein, ich schlafe nicht.« Und Mister Thomson beugte sich vor, um die Zeitung aufzuheben.

Ich schrieb die Memoiren und beneidete Mister Thomson; so wie er suchte ich zu leben, aber dazu fehlte es mir an England, an Madame Thomson, an einer Pfeife und einer eigenen Wohnung; außerdem war meine Seelenruhe vielfach gestört und kam nicht ins Lot. Zu allem Überfluss belästigte mich mein Nachbar.

Gesehen hatte ich ihn nie, er führte ein Einsiedlerleben. Ich wusste nur, dass nie jemand zu ihm kam, dass er arm war und längst nicht mehr jung. Diese Informationen erhielt ich vom Zimmermädchen, obgleich ich sie nicht danach gefragt hatte; sie war von unheilbarer Redesucht befallen, einer Krankheit, deren Ursprung mir klar wurde, als ich erfuhr, sie habe in ihrer Jugend zur Bühne gewollt und sogar in einem Theater debütiert; allerdings erfuhr ich nicht, wie aus der Schauspielerin das Zimmermädchen geworden war, denn das war das einzige Thema, über das sie sich nicht ausließ. Im Übrigen machte ihr Freund, der zweimal pro Woche kam, den Eindruck eines durchaus anständigen Menschen; seine trostlose Glatze war unter der Melone versteckt, das längliche Gesicht schaute zwischen Koteletten hervor und das Kinn senkte sich in wortloser Würde auf das weiße Hemd; er verbeugte sich stets tief und verwendete häufig unbestimmte Interjektionen, dabei lachte er edelmütig und ehrerbietig, und ich wusste nicht zu bestimmen, ob er nun Lakai war oder Schauspieler. Zuletzt stellte sich heraus, dass er einer mittelprächtigen Spielhölle als Agent Kunden zuführte.

Mein Nachbar also hätte nie jemandes Aufmerksamkeit erregt, wäre ihm nicht eine äußerst störende Unsitte eigen gewesen: Er schnäuzte sich zu laut. Niemals, weder vorher noch nachher, bin ich einem derartigen Menschen begegnet.

Er begann mit einem Räuspern; dann verstummte er, holte wohl das Taschentuch aus der Tasche; so verstrichen einige Augenblicke, und ich hatte ihn fast vergessen, da ertönte plötzlich ein lautes Dröhnen, das mich jedes Mal zusammenzucken ließ; das Dröhnen rollte durchs Zimmer, sodass ich mich des Eindrucks nicht erwehren konnte, mein Stuhl sei verrutscht. Alle Gespräche in allen Zimmern verstummten; nach kurzer Stille war aus dem Zimmer meines Nachbarn erneut ein Donnern zu hören; das Schnäuzen endete auf einem hohen, langgezogenen Ton, in dem ich wiederum eine sonderbare, lächerliche Traurigkeit zu hören meinte.

Eines Abends – ich sinnierte gerade über Madame Thomsons ruhiges Schicksal und über die glückliche Sinnlosigkeit ihres Daseins, hatte sie doch keine Kinder – klopfte bei mir der Nachbar. Ich ließ ihn eintreten; er bat um eine Zigarette, zündete sie an und ging, und sogleich befiel mich eine verworrene und vertraute Unruhe. Mir war, als hätte ich meinen Nachbarn erkannt; und ich redete mir ein, das sei einer meiner ständigen Irrtümer. Es passierte oft, dass ich mich so irrte. Insofern ich, solange ich zurückdenken kann, nichts Neues erfahren habe, kommen mir Menschen

und Dinge, die mir begegnen, wie schon bekannt vor; ich habe zuweilen den Eindruck, als ob dieser fremde Mann da ein bekanntes Lächeln lächelte – und im gleichen Augenblick würde ich ihn erkennen, es wäre mein Spielpartner oder ein alter Mitschüler aus dem Gymnasium oder der Musiklehrer, der meiner Schwester Unterricht gab, und ich würde sagen: Iwan Iwanowitsch, fast hätte ich Sie nicht erkannt, und müsste lachen und würde ihm eine Zigarette anbieten, und wir fingen zu reden an, als wären wir erst gestern auseinandergegangen. Doch mir fällt ein, dass Iwan Iwanowitsch längst nicht mehr ist, dass ich noch nie alten Mitschülern begegnet bin, dass meine Partner dem Spiel und Russland treu geblieben sind und nun in russischen Spelunken schallend lachen, und dass ich hier allein lebe, in einer Fantasiewelt des Gestoßenwerdens und Zusammenzuckens, in der Nachbarschaft des ungerührten Ehepaars Thomson, das ich mir ausgedacht habe an einem gelbgrauen, nebligen Wintertag und das es niemals gegeben hat auf dieser Welt.

Mein Nachbar jedoch ging mir nicht aus dem Sinn. Dieser alte Mann mit den weißen Haaren und einem Gesicht, auf dem äußerste Spannung lag – es war, als würde er gleich vor Sie hintreten und die Augen aufreißen oder haltlos vor Ihnen zu weinen beginnen, dann verschwimmen und verschwinden; solche Gesichter sah ich im Traum –, dieser alte Mann erinnerte mich an einen anderen Menschen, den ich

vor vielen Jahren gekannt hatte. Jener war jung gewesen, reich und immer fröhlich; er lächelte beständig, und lächelnd verspielte er Geld, lächelnd machte er einen Heiratsantrag, lächelnd heiratete er – und lebte, wie reiche Russen vor fünfzehn Jahren gelebt hatten; ich war damals ein kleiner Junge, diese Zeit kenne ich schlecht. Aber den jungen Mann mit dem beständigen Lächeln hatte ich mir gemerkt. Er hieß Filipp Apollonowitsch. Sein Nachname war Gerassimow.

Später war Filipp Apollonowitsch im Krieg; und im zweiten Kriegsjahr, das weiß ich noch, sagte jemand zu meiner Tante:

»Ach, wissen Sie das Neueste? Der Apollonowitsch hat sich erschossen.«

Nach diesem Satz vergingen lange Jahre, eine Unmenge kleinerer Ereignisse – Aufstände, Revolutionen, Reisen – führte mich weit weg vom Gedanken an Apollonowitsch; und aufgeschreckt aus dem Dämmerzustand, der für mein Leben nutzlos verstrichen war, schlug ich die Augen auf und sah, dass ich in Paris lebe: die Seine, die Brücken, die Champs-Élysées und die Place de la Concorde; jene Welt, in der ich früher gelebt hatte, war in Lärm aufgegangen und verschwunden: in der Luft langgezogene, phantomhafte Wolken, es pochen die Räder, summen die Hummeln, spielen die Musiker, ich aber stehe da, fast bewusstlos, und suche mein Bett, meine Bücher und das Rechenlehrbuch, und wieder wache ich auf und gehe Kaffee trinken: die Seine, die Champs-Élysées – Paris.

Mein Nachbar schien mir diesem Apollonowitsch zu gleichen. Obwohl er vor zwölf Jahren gestorben war, folglich jetzt nicht in Paris sein konnte; obwohl dieser Apollonowitsch jung, reich und immer fröhlich gewesen war, mein Nachbar dagegen alt war, arm und mürrisch, trotzdem gab es zwischen beiden eine kaum fassliche Ähnlichkeit. Beim nächsten Treffen mit dem Nachbarn konnte ich mich vollends davon überzeugen. Er stand im Flur, der erhellt war von einer elektrischen Glühbirne, und das Zimmermädchen setzte ihm lautstark die Gründe für ihre Theaterleidenschaft auseinander; sie tat es mit solcher Hitze und solchem Lärm, dass ich aus dem Zimmer trat, um nachzuschauen, ob nicht etwas passiert sei. Mein Nachbar hörte ihr zu, den Kopf gesenkt; dann hob er den Blick, und auf seinem ewig verstörten Gesicht erschien ein Lächeln.

Ich irrte mich nicht: Er war es, Apollonowitsch. Hastig nickte ich ihm zu und ging in mein Zimmer. Auf dem Schreibtisch lagen Mister Thomsons Memoiren: »Heute war herrliches Wetter, gestern Nacht jedoch hat es stark geregnet. Was veranlasst solche Veränderungen? Das weiß Gott allein, er ist über alles im Bilde. Hélène sagt sogar, er wisse, weshalb ich samstags so spät nach Hause komme. Der gestrige Regenguss ist, wie mir Mister Brown gesagt hat, sehr nützlich für das Gemüse, besonders die Tomaten. Wüsste doch gerne, weshalb Tomaten von Natur so rot sind.«

Ich schlug das Heft mit Mister Thomsons Memoiren zu. Mein Nachbar war also Filipp Apollonowitsch, der sich im zweiten Kriegsjahr erschossen hatte. Doch was für außergewöhnliche Erschütterungen hatten den jungen, lächelnden Menschen in einen alten Mann mit ruhelosem und schrecklichem Gesicht und grauem Haar verwandelt? Vielleicht hatte er öffentliche Gelder verspielt und musste Schande, Verachtung der Kameraden, Gefängnis und Verbannung ertragen? Vielleicht hatte er an einem Tag Frau und Kinder verloren? Vielleicht hatten Kriegsjahre, Schützengräben und ständige Todesgefahr ihn veranlasst, über sein Lächeln nachzudenken, und bei diesem Nachdenken hat er etwas Schreckliches erblickt – und nun lebt er und kann nicht mehr zu sich kommen vor Entsetzen?

Während seines kurzen Besuchs bei mir, als er um eine Zigarette bat und mich beim Weggehen flüchtig anschaute, hatte mich ein Gefühl bedrückt, plötzlich waren Unmut und Unzufriedenheit in mir aufgestiegen. In solchen Fällen brauchte ich gewöhnlich nur das Gedächtnis anzuspannen, und mir fiel ein, dass irgendetwas Unwesentliches der Anlass war, eine nachgehende Uhr, eine unbeglichene Schuld oder ein abgerissener Knopf. Diesmal jedoch war alles in Ordnung; es lag offensichtlich an meinem Nachbarn. Der alte Mann hatte etwas unsäglich Niederdrückendes.

Ich ging zu Bett und träumte, dass ich durch eine tiefe Schlucht gehe, die mich zu einem Fluss führt,

und ich erkenne den Irtysch. ›Wie geschwind es mich nach Sibirien verschlagen hat‹, denke ich und steige ins Wasser; schon schwimme ich über die rasche bläuliche Wasserfläche; plötzlich verdunkelt sich das Wasser, wird schwarz wie eine Wolke. Ich schwimme, werde müder und müder, und mit einem Mal bemerke ich, dass vor mir ein Pferdeschädel mit großen gelbgrauen Zähnen langsam auf den Wellen schaukelt. Vogelschreie tönen aus der Schlucht. ›Weshalb habe ich mich bloß hier hergewagt? Ich kann doch schlecht schwimmen.‹ Da gerate ich in einen Strudel, drehe mich auf der Stelle und finde nicht heraus; mir schwinden die Kräfte. ›Tja‹, sage ich mir, ›ich ertrinke also. Was für ein alberner Tod, ich bin ja noch jung, ich könnte lange leben.‹ Ich denke an den Tod, blicke um mich und sehe plötzlich, dass gar nicht ich in einem Strudel kreisle, da ist auch kein Irtysch mehr, keine Schlucht – nur mein alter Bekannter, der nackte Mann auf der Bronzescheibe, dreht sich abermals vor mir. ›Gleich wird die Uhr schlagen‹, höre ich, und tatsächlich, wieder ist es, als klängen Glocken im Nebel; und erneut spielt ein Klavier mit verstimmten, klirrenden Saiten die Elegie von Massenet.

* * *

Einmal lag ich werktags im Wald bei Saint-Cloud im Gras und las Voltaire; um mich umzuschauen, blickte

ich vom Buch auf. Ich sah Gras und Bäume und Buch vor mir – und schloss die Augen; hastige Gedanken bemächtigten sich erneut meiner Einbildung. ›Wir sind von einer unsichtbaren Wand umgeben‹, dachte ich. ›Beleidigungen und Drohungen, Gedanken und Wünsche anderer Menschen prallen daran ab, wir hören nur bisweilen ein dumpfes Tosen von der anderen Wandseite; aber wir sind verurteilt zu ewiger Einsamkeit. Und es verändert sich nichts; die seltsame Uhr, die ich im Traum schlagen höre, hat vielleicht recht. Da liege ich nun im Gras und lese ein Buch; genauso lag ich vor längerer Zeit in ebensolchem Gras in Russland; danach war es das gleiche in anderen Ländern. Alles, was je mit mir in Berührung gekommen ist, alles, was ich zu unterschiedlichen Zeiten und an unterschiedlichen Orten gesehen und gehört habe, existiert nicht mehr; Krieg, Soldaten, Schlachten; Kanonen sind Eisenschrott, überdeckt von der Asche der Zeit; längst liegen die schweren Anker der Dampfschiffe, auf denen ich fuhr, am Meeresgrund; längst ist mein Hund tot, mein bester Kamerad; und die Frau, die ich am heftigsten geliebt habe, als ich vierzehn war, singt wahrscheinlich schlüpfrige Chansons in sowjetischen Kabaretts, und hat sie ihren Auftritt absolviert, sitzt sie vor dem Spiegel, wischt sich Fett und Puder vom Gesicht und weint, wie sich das für Chansonetten gehört; und versagt ihr eines Tages auf der Bühne die Stimme, macht sie Schluss mit dem Kabarett und taucht unter, verzieht sich in ein kleines Hotel, in Ar-

mut und Schulden; vielleicht auch bleiben dieser Kopf und diese Augen und Lippen noch lange erhalten, und andere Menschen werden, ähnlich wie ich, an sie denken, wenn sie nachts aufwachen oder im Wald im Gras liegen; nun, da ich zeitweilig diese zerstörten Orte verlassen habe, aufgetaucht bin aus dem toten Ozean des Nichtseins und alles auf der Welt vergessen habe, lese ich *Candide*; und durch den Wald weht der Wind.«

Als ich die Augen aufschlug, sah ich einen hochgewachsenen Mann, eine alte Melone auf dem Kopf, vor mir stehen; unhörbar war er hinter den Bäumen vorgekommen. Ein Blick auf ihn, und ich erkannte meinen Nachbarn. Er verneigte sich stumm. »Wie kommt er bloß hierher?«, überlegte ich.

»Hätten Sie vielleicht Streichhölzer?«

»Hier, bitte«, sagte ich auf Russisch.

»Sind Sie Russe?«

»Ja, Filipp Apollonowitsch.«

Er erschrak; sein Gesicht verdüsterte sich: »Woher kennen Sie mich?« Ich erzählte es. Zehn Minuten später saß er neben mir, die Arme um die Knie geschlungen, und wir unterhielten uns. Ich erfuhr, dass alles, was mich interessierte, ihn nicht mehr bewegte.

»Weshalb sind Sie so fürchterlich gealtert, Filipp Apollonowitsch?«, fragte ich. »Sie sind doch wahrscheinlich sechs-, siebenunddreißig, nicht älter. Was ist Ihnen zugestoßen?«

Er blickte finster, runzelte die Stirn, schloss die Augen, warf die nicht fertiggerauchte Zigarette ins

Gras und zündete eine neue an, schwieg dann eine Weile, schließlich begann er zu reden. Durch den Wald wehte schwacher Wind.

»Erstaunlich, dass Sie mich erkannt haben«, sagte er. »Mich erkennt niemand. Übrigens, ist Ihnen aufgefallen, wie ich mich schnäuze? Sehr laut, nicht wahr?« Er seufzte. »Eine meiner Unsitten.«

Als wäre er verwundert, breitete er die Hände aus – schon seltsam, aber da lässt sich nichts machen.

»Tja. Sie haben mich, scheint's, etwas gefragt? Doch ich versichere Ihnen, ich habe nichts zu erzählen. Es war alles ganz einfach. Ich war an der Brust verwundet; geschossen habe ich nicht auf mich, wie es hieß, sondern war verwundet und hätte sterben müssen, starb aber nicht, und vor lauter Kummer magerete ich sehr ab. Das ist alles.«

»Das ist nun wirklich nicht kompliziert.«

»Ich lag im Sterben«, sagte er, plötzlich lebhaft. »Ich war dem Tod geweiht, daran gab es keinerlei Zweifel. Ich war schon gestorben; alle Gegenstände, die mich umgaben, hatten ihre Bestimmtheit verloren; alle Stimmen erreichten mich aus dunklen und fernen Räumen. Das Gewicht meines Körpers spürte ich nicht mehr, ich brauchte an nichts mehr zu denken. Ich war gestorben; um mich herum war keinerlei Bewegung, nur die Luft schwankte wie Wasser. Ruhig war ich, weil niemand mehr mit mir reden konnte; ich war tot. Alles, was mein Leben ausgemacht hatte, war Millionen Werst von mir weggerückt; als absurd wäre

mir der Gedanke erschienen, dieses ganze Getümmel, dieses Leben mit Frau und Sohn und einer Unmenge anderer Kleinigkeiten könnte zu mir zurückkehren. Ich war in der Macht des Todes, und das ist die beste Macht, die ich kenne. Und da fragen Sie, weshalb ich gealtert bin?«

Er lachte, lange und herzlich; mit den Händen schlug er aufs Gras, warf sich zurück, beugte sich vor, schaukelte nach links und rechts; seltsame und langgezogene Laute drangen aus seiner Kehle, langgezogene und traurige, obwohl sein Lächeln breit war. Und ich begriff, dass dieser Mann längst den Verstand verloren hatte.

»Mir sind die Gründe für Ihre Fröhlichkeit nicht einsichtig.«

»Sie begreifen gar nichts. Ich bin deshalb gealtert, weil ich den Tod kenne. Ich kann ihn begrüßen wie einen alten Bekannten. Ich rufe ihn beim Namen, doch er kommt nicht. Und weshalb meinen Sie, weshalb meint man im Russischen«, fragte er verächtlich, »er sei eine Frau? Der Tod ist ein Mann. Vor mir haben das schon andere begriffen, Baudelaire zum Beispiel. Gar nichts begreifen Sie. Hören Sie, als ich gestorben war, brachten zwei Greise mit langen grauen Bärten eine längliche silberne Kiste in mein Zimmer. Ihre Gesichter waren ruhig und sachlich. Dann kam ein dritter, ein Mann um die fünfzig, er trug die Uniform eines Wachmanns im Anatomischen Theater.

›Versenkt ihn in vierzehn Fuß Tiefe‹, sagte er zu den Greisen. Die Greise standen und wippten gemessen mit dem Kopf; wenn der Bart des einen sich senkte, hob sich der Bart des anderen, und dieses langsame Kopfwippen machte mich schwindlig. Der Tod stand da, die Hand unter die Uniformkante gesteckt. Die Greise hoben mich hoch und legten mich in die Kiste, die sie mitgebracht hatten; wie sich zeigte, war es ein Sarg, innen mit Brokat ausgeschlagen. ›Was glauben Sie, Alexander Borissowitsch, wird mein Sohn weich liegen?‹, fragte der eine, und ich erkannte die Stimme meines Vaters. Und der andere erwiderte: ›Ja, Apollon Michailowitsch, ich bin durchaus geneigt, Ihre weise Mutmaßung zu bestätigen.‹ An Seilen wurde ich in einen tiefen, senkrechten Kanal hinabgelassen – vierzehn Fuß, dachte ich; ich hörte, wie weit unter mir ein unterirdischer Fluss strömte und schäumte. Der Sarg hielt an, die Seile wurden hochgezogen, und von oben drang die Stimme meiner Schwester, die auf Französisch sagte: ›Il ne bougera plus, mon père.‹^{*} Sie gingen, und plötzlich war alles verschwunden. Als ich zu mir kam, versicherte mir der Doktor, ich würde nicht sterben. Und ich wurde tatsächlich gesund. Das war unbeschreiblich traurig.«

Nach einer Pause sagte er: »Jetzt stehe ich in Briefwechsel mit meiner Frau. Schließlich bin ich vor elf Jahren aus dem Haus gegangen. Und habe jetzt die Be-

* Vater, nun steht er fest.

kanntschaft erneuert. Meine Frau trifft bald ein. Was kann man da machen, mein junger Freund.«

* * *

Einen Monat nach diesem Gespräch traf bei Filipp Apollonowitsch tatsächlich seine Frau mit dem Sohn ein, einem Jungen von gut zehn Jahren; sie verließen das Hotel, in dem ich wohnte, und zogen woanders hin. Einmal sah ich sie im Café, Filipp Apollonowitsch hatte den einen Arm um seine Frau gelegt, den anderen um seinen Sohn; alle drei lächelten. Als Filipp Apollonowitsch mich erblickte, verbeugte er sich und nickte gemessen, da fielen mir die Greise an seinem silbernen Sarg ein. Aber im Unterschied zu ihnen war Filipp Apollonowitsch glattrasiert, die grauen Haare hüpften ihm auf dem Kopf, und zwischen den Lippen bewegte sich eine Zigarette mit goldenem Mundstück; der Junge war sehr nett; und Filipp Apollonowitschs Gattin war eine ziemlich schöne Frau, wenn auch ein wenig füllig, wie ich fand.

INHALT

Die Wandlung	5
Straßenlaternen	23
Riccardis Verschwinden	51
Der Wasserfall	87
Die Narbe	101
Prinzessin Mary	131
Salomes Schicksal	149
Der Bettler	179
Iwanows Briefe	207
 In der Fremde	 245
<i>Nachwort</i>	
 <i>Anmerkungen</i>	 253

Gaito Gasdanow, 1903 in St. Petersburg geboren, gilt als einer der wichtigsten russischen Exilautoren des 20. Jahrhunderts. Seit 1923 lebte er in Paris, wo er begann, regelmäßig literarische und journalistische Texte zu veröffentlichen. Wegen der existentialistischen Prägung seines Werks wurde Gasdanow wiederholt als der »russische Camus« bezeichnet. Sein Werk umfasst neun Romane und über fünfzig Erzählungen. Von 1953 bis zu seinem Tod 1971 lebte und arbeitete er in München. 2021 erschien der Erzählband *Schwarze Schwäne* (Hanser).

Rosemarie Tietze aus Oberkirch/Schwarzwald übersetzt Autoren wie Bitow, Gasdanow, Nabokov und Tolstoi und wurde für ihre Übersetzungen mehrfach ausgezeichnet (u. a. Johann-Heinrich-Voß-Preis, Paul-Celan-Preis). Sie unterrichtet außerdem Literaturübersetzen und präsentiert russische Literatur und die Übersetzungskunst auf Lesungen und in den Medien.

Ein zweites Leben erscheint als Buch der Friedenauer Presse. Gegründet wurde die Friedenauer Presse 1963 in der Wolff's Bäckerei im Berliner Stadtteil Friedenau, dem sie ihren Namen verdankt. Der Verleger Andreas Wolff, Enkel des Petersburger Verlegers M. O. Wolff, veröffentlichte bis 1971 in loser Folge 36 Drucke. Von 1983 bis 2017 wurde der Verlag von Katharina Wagenbach-Wolff geführt, seit 2020 ist die Friedenauer Presse ein Imprint des Verlags Matthes & Seitz Berlin.

FRIEDENAUER PRESSE

Winterbuch

Erste Auflage Berlin 2026

Copyright der deutschen Ausgabe

© 2026 MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH,
Großbeerenstraße 57A, 10965 Berlin, Deutschland

info@friedenauer-presse.de

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die Nutzung des Werks
für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG.

Gestaltet und gesetzt von ciconia ciconia, Berlin.

Die Herstellung besorgte Hermann Zanier, Berlin.

Gedruckt und gebunden von Pustet, Regensburg.

Printed in Germany

ISBN 978-3-7518-8062-6

www.friedenauer-presse.de